

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Das verfluchte Geld!

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 42

15. September 1928

II. Jahr

Das verfluchte Geld!

I. Teil

Tragödie

Vor zwanzig und einigen Jahren, als junger Mensch, unbeschwert von kritischer Bedenklichkeit und schnell fertig mit dem Wort, habe ich mich eine Zeitlang damit vergnügt, für das menschliche Leben, soweit ich es aus Schule und Haus kannte, Gesetze zu suchen, Gesetze von der gleichen allgemeinen Gültigkeit wie jene Naturgesetze, die ich auf dem Gymnasium in den Physik- und Mathematikstunden kennengelernt hatte. Diese von mir entdeckten „Gesetze“ waren zwar nicht mit Ziffern beweisbar, mir aber schien ihre Richtigkeit auch ohne Beweise evident. Und daß sie verblüffend waren, konnte niemand bestreiten. Die alten Tagebücher, in denen sie verewigt waren, habe ich inzwischen in einem Anfall von Schamgefühl über die philosophischen Jugendeseleien, die sie enthüllten, verbrannt; und so sind mir heute von meinen „Gesetzen“ nur mehr zwei in Erinnerung. In dem einen stellte ich einen bisher von niemandem bemerkten Zusammenhang zwischen der Zahl der bedeutenden Männer eines Volkes und seiner allgemeinen Bildung fest! Steige die Bildung eines Volkes, so falle automatisch die Zahl seiner genialen Repräsentanten, behauptete ich. Die Tatsache, daß das, wie ich meinte, relativ ungebildetste Volk Europas, die Russen, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die größte Zahl jener wirklich hervorragenden Männer zu besitzen schien, an denen der zivilisiertere Westen Mangel litt, genügte mir zum Beweis der Richtigkeit meiner Behaup-

tung. Das zweite mir erinnerliche „Gesetz“ aber lautete folgendermaßen: Jeder Mensch, ob arm oder reich, hat vom Schicksal für sein Leben das genau gleiche Quantum Freude garantiert. Die Freuden des Armen seien zwar seltener, dafür aber um so intensiver und umfangreicher, während die Freuden des Reichen, wenn auch häufig so doch nur ganz schwach betont seien und kaum je das Niveau eines momentanen Spasses überschritten. Die Endsumme sei bei beiden, müsse bei beiden die gleiche sein.

Dieses hahnebüchene „Gesetz“, das seelische Erlebnisse wie Gewichte addierte, dieser naive Versuch, dem täglichen Anblick der irdischen Ungerechtigkeit irgendwie das Peinliche und Unfaßbare zu nehmen, war natürlich schon deshalb Unsinn, weil er nur die Freude-seite und nicht die Leidenseite in Betracht zog, auf welcher der Qual des Entbehrenmüssens so vieler notwendiger, die Not wendender Dinge bei den Armen kein irgendwie nennenswertes Äquivalent an Leid bei den Reichen gegenüberstand. Immerhin aber — und hier muß ich mich vor mir selbst in Schutz nehmen — enthielt mein Gesetz doch einen bemerkenswerten Kern: es wies auf einen Zusammenhang zwischen Geld und Seele hin, den man in all den dicken, Nationalökonomie und Geldproblem behandelnden Schwarten kaum je erwähnt finden dürfte. In diesen Scharteken ist ja doch nur die Rede vom „relativen“ und „absoluten“ Wert des Geldes, von Metallgeld, Scheidemünzen, Goldagio und Banknoten, von der Münzhoheit des Staates, der natürlich bei jedem Betrug seine Hand im Spiele haben muß, von Feingehalt und Deckungsverhältnis, von Banknotenumlauf, Geldflüssigkeit und Bankzinsfuß und wie die zahllosen mehr oder weniger intimen Reize des ungeheuerlichsten Schwindels heißen mögen, der unter der Mitwirkung der Regierungen als Zwangskursregler, Augenzudrucker und Handaufhalter von den Notenbanken heute wie ehemals praktiziert wird. Alles das interessiert aber doch nur den, der mittelbar oder unmittelbar am Schwindel beteiligt ist

oder sich irgendwie zum Mitbetrüger ausbilden möchte. Was uns aber alle angehe, finden wir in diesen wissenschaftlichen Sudeleien nicht erwähnt: die Tatsache, daß das Geld den Menschen seelenlos macht. Daß es nicht nur Den seelenlos macht, der es nicht besitzt und sich seinetwegen erniedrigen muß, sondern auch Den, der es besitzt und seinetwegen erhöht erscheint, indem es ihm den Wert der Welt durch den steten Hinweis auf ihren Preis vereckelt.

Je intensiver man sich in das komplizierteste aller Probleme, in das Problem des Geldes, vertieft, desto rettungsloser stürzt man ins Bodenlose. Das Geld ist das typische Beispiel eines Geistes, den man — angeblich aus Bequemlichkeitsgründen — gerufen hat und nun nicht mehr los wird, da er unaufhaltsam damit beschäftigt ist, zu beweisen, daß Bequemlichkeit ebenso wie Müßiggang aller Laster Anfang sei. Neunzig Prozent alles Unglücks auf Erden verdankt heute seine Möglichkeit dem Geld und den Folgen seiner Verwendung. Man quatscht viel über die Unerbittlichkeit der Naturgesetze und die Dichter singen schmerzerfüllt: das Menschenherz hat keine Stimme im finstern Räte der Natur; aber das Unerbittlichste auf Erden ist eine menschliche Erfindung, ist das Geld und seine Gesetze, die nur der Teufel festgesetzt haben kann, denn der Anblick der Geldwirtschaft ist das Einzige, was an den Teufel glauben lehren könnte. Das Geld hat uns aus der Natur vertrieben und uns in Gegensatz zu allen anderen Wesen gebracht. Der Bezirk des Geldes ist der Komplex aller jener Geschehnisse, die mit Natur nicht das Geringste zu tun haben, deren Ablauf allen Naturgesetzen entrückt ist, weil er das absolut Unnatürliche darstellt, so wie die Natur mit ihm nichts zu tun haben will, wie schon jener Börseaner im Gebirge bedauernd feststellte, von dem der Ausspruch stammt: Der Nebel steigt, der Regen fällt, und unsereiner kann nix dabei verdienen. Das Geld ist die unübersteigliche Schranke,

die zwischen uns und der Möglichkeit des Wieder-Kind-Werdens, also dem Himmelreich, steht. Nur bei den Frauen, die mit dem Geld weniger als wir zu tun haben, ist noch ein Zipfelchen dieses Himmelreiches zu finden. Wo auch sie dem Gelde verfallen (ich erinnere hier an die Debatte über die Zulassung der Frauen zum Börsenbesuch!) werden auch sie automatisch seelenlos. Neunzig Prozent alles Ärgers, alles Seelengiftes, aller Galle, neunzig Prozent aller Haßgedanken, neunzig Prozent aller Verbrechen, aller Morde, aller Selbstmorde und Verzweiflungsausbrüche, neunzig Prozent aller Qual, aller Not, aller Tränen haben heute irgendwie ihre Ursache im Geld. Menschen verhungern wegen des Geldes, Herzen brechen wegen des Geldes, Kinder verkrüppeln fürs Leben wegen des Geldes. Jeder Krieg ist ein Kampf ums Geld und um die trüben Quellen, aus denen es fließt, immer flüssig erhalten durch Beimischung von Blut und Tränen. Zahl' Dividende et impera! Und dieses Geld wurde angeblich einstmals zur Vereinfachung des Tauschverkehrs zwischen den Menschen geschaffen! Und hat heute die Erde ins komplizierteste Irrenhaus und in ein Labyrinth von kunstvoll angelegten Mördergruben verwandelt. Und wird immer und immer wieder auch heute noch gepriesen, weil es die Welt vor den unvorstellbaren Schrecken eines unbequemen Naturalien-Tauschverkehrs bewahrt hat! Man könnte lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre.

Wer das Geld erfunden hat, ist aus keinem Liede, aus keinem Heldenhaupt- oder Kassabuch zu erfahren. Wenn ich mich aber im Geiste in jene primitiven Zeiten zurückversetze, in denen es noch kein Geld, aber Glück und Lebensfreude gegeben hat, in denen noch niemand auf die Wahnsinnsidee verfallen war, das Rohprodukt aus dem Ausland einzuführen, das Halbfabrikat wieder auszuführen und das Fertigfabrikat noch einmal einzuführen, damit die Nationalökonomien etwas über den Segen der Arbeitsteilung zu schmuse haben, wenn ich mich frage,

wer in jenen Zeiten, als die Menschen noch mit der Erde verbunden waren und die Begriffe Arbeitslosigkeit und Konjunktur noch friedlich nebeneinander in Abrahams Wurstkessel ruhten und noch nicht zum Dasein und Verschweinen des Lebens erwacht waren, wenn ich mich frage, wer in jenen Zeiten, in denen die Menschen das hatten, was sie brauchten, und nicht mehr brauchten als das, was sie hatten, auf die Idee des Tauschverkehrs gekommen sein kann, dann sehe ich die Hütten der Medizinmänner, Zauberer und Pfaffen vor mir, jener ersten Geschäftsleute, die zuerst die Furcht vor Geistern erzeugten, um hinterher an ihr profitieren zu können. Und ich sehe, wie sich vor den Hütten dieser ersten Unholde, die sich von der Erde lossagten, weil sie von der Dummheit mit mehr Bequemlichkeit zu leben hoffen konnten, die Lebensmittel zu Bergen türmen, Lebensmittel als Weihegaben und Stolgebühren dort von den Ängstlichen niedergelegt. Und ich sehe hinter der Stirn des ersten Priesters angesichts der verderbenden Lebensmittel, die er aufzuessen nicht imstande ist, angesichts der für Einen viel zu vielen gleichartigen Bedarfsgegenstände, mit denen er nichts anzufangen weiß, zum erstenmal den Gedanken auftauchen, man könne doch den größten Teil dieser Gegenstände bei Nachbarstämmen gegen andere Waren umtauschen, die mehr locken, weil sie hierzulande nicht zu sehen sind, und man könne von den Stammesgenossen statt der Lebensmittel die Ablieferung von Dingen fordern, die unverderblich und auch bei den Nachbarn geschätzt seien — des ersten Geldes.

Wenn man heute das Geld abschaffen und auch nur den Naturalien-Tauschverkehr wieder einführen wollte, hätte mehr als die Hälfte der abendländischen Menschheit nichts hinzugeben, um Lebensmittel dafür einzutauschen, und müßte verhungern. So weit sind wir glücklich durch das Geld, das den Menschen von der Erde losgerissen hat, gekommen. Aber die wenigsten merken es. Früher einmal hatte das Leben einen Zweck. Man lebte, um

glücklich zu sein, machte damit andere glücklich und gedieh. Das einzige Lebensmittel, das es gab, das einzige Mittel, das Leben zu erhalten und zu genießen, war die Erde und ihre Bebauung beanspruchte nur einen Bruchteil der Lebenszeit, da sich die Bedürfnisse innerhalb der Grenzen des Notwendigen hielten. Seit aber das Geld den Menschen von der Erde getrennt hat, ist das Geld statt der Erde zum obersten Lebensmittel, zum Spender aller übrigen Lebensmittel geworden. Die Bedürfnisse stiegen mit dem Aufhören ihrer Beschränkung auf die Produkte des begrenzten Stückes Erde, das man bebaute, ins Uferlose, der Herbeischaffung des Geldes zu ihrer Bezahlung mußte immer mehr Zeit geopfert werden und schließlich wurde das neue Lebensmittel, das Geld, zum Lebenszweck. Statt Geld für das Leben hinzugeben, gibt man heute sein Leben für Geld hin und nichts kann den irrsinnigen Zirkel, in den wir verstrickt sind, anschaulicher machen als der Gesang der Arbeiter in Upton Sinclairs Roman „Petroleum“:

Wir arbeiten
Um das Geld zu kriegen,
Um die Nahrung zu kaufen,
Um die Kraft zu haben,
Um zu arbeiten,
Um das Geld zu kriegen,
Um die Nahrung zu kaufen,
Um die Kraft zu haben,
Um zu arbeiten,
Um das Geld zu kriegen,
Um die Nahrung zu kaufen,
Um die Kraft zu haben,
Um zu arbeiten

usw., usw., bis einem der Atem aus- oder doch vorher noch ein Licht darüber aufgeht, wie herrlich weit wir es infolge des Geldes gebracht haben. Was die Arbeit, die einem solchen Tretmühlendasein entstammt, wert ist,

drückt wieder Alfons Petzold, der Dichter, der selbst Arbeiter war, am überzeugendsten aus:

Da stehen sie und regen schwer die Glieder
in den durchdampften Räumen der Fabrik.
Ein jeder senkt auf seine Arbeit nieder
den noterstarten, teilnahmslosen Blick.

Sie sind nicht Menschen mehr, sind nur Maschinen,
die in dem vorgeschriebnen Stundenkreis
sich drehen müssen, ohne daß von ihnen
nur einer seine Kraft zu schätzen weiß.

Sie können nimmer ihre Hände spannen
nach ihrer Tage mühevollen Tun
um eigne Werke; was sie je begannen,
muß halbvollendet tot im Dunkel ruhn.

Sie schaffen abertausend Gegenstände,
sie machen viele Dinge stark und groß;
doch ist nicht Gott im Regen ihrer Hände,
und was von ihnen kommt ist seelenlos.

Wenn Tolstoi sagt: „Mit dem Geld ist es wie mit dem Mist; liegt er auf einem Haufen beisammen, stinkt er, verteilt aber düngt er das Land“, so trifft er mit diesen Worten nicht das, worauf es beim Geld ankommt, sondern lediglich die wirtschaftliche Kalamität des Kapitalismus, also bloß eine der Folgen des Geldes. Und vor allem übersieht er, daß der Mist mit dem Geld gar nicht verglichen werden kann, da er ungleich mehr wert ist. Denn ohne Mist müßten wir schließlich einmal verhungern, ohne das Geld aber wären die, die heute hungern, übermorgen satt. Auch die Vorschläge, das Geld zu reformieren, ihm einen unveränderlichen Wert zu verleihen und es dem Gepakle der internationalen Haderlumpen zu entziehen, die sich von der Ausnützung seiner von ihnen hervorgerufenen Wertschwankungen Yachten kaufen, halte ich nicht für zum Ziele führend und nur für relativ gut. Der größte Teil des Irrsinns,

die Abhängigkeit von Konjunkturen und Krisen, bliebe dabei ja doch erhalten. Nicht deshalb ist das Geld verderblich, weil die, die es haben, durch alle möglichen Schiebungen seinen Wert, wie es ihnen gerade paßt, verändern können, sondern deshalb, weil es den Menschen bloß auf seine Arbeitskraft stellt, die heute begehrt sein, morgen aber schon ohne jede Nachfrage bleiben kann, weil es ihn also in die Luft stellt.

Xenophon berichtet, daß Sokrates einmal gesagt habe: Die Speisen, die auch ohne Hungergefühl zum Essen verlocken, die sind es, welche den Körper zugrunde richten. Mit demselben Rechte kann man sagen: Die Waren, die zum Ankauf verlocken, auch wenn man sie nicht notwendig braucht, die sind es, welche die Seele zugrunde richten, die sind es, die den Menschen zum Opfer des Geldes machen. Und wer vermittelt uns solche Waren, wer verfolgt uns mit ihnen? Der Handel. Jeder Abenteurer, der sich mit einem kapitalkräftigen Spekulant verband, hatte früher einmal die Möglichkeit, in fremde Länder zu fahren, die dortigen Eingeborenen zu betrügen oder zu berauben, und Waren, die in einem andern Erdstrich vielleicht notwendig sind, für Schnaps und Schießpulver einzutauschen und nach Europa zu bringen, wo man bisher ohne sie ausgekommen war, so wie man dort ohne Schnaps und Schießpulver ausgekommen war; und so den Menschen neue Bedürfnisse anzuerziehen. Jeder Scharlatan kann heute irgendeinen Dreck erzeugen, morgen seinen gesetzlich geschützten Namen mit einem Flugzeug an den Himmel schreiben und in der Presse annoncieren, sein Dreck sei unentbehrlich für den mondainen Herrn, für die elegante Dame, für die Hausfrau, für den Geschäftsmann, kurz, für jeden Menschen, der auf der Bahn des Fortschritts in den Abgrund torkelt. Übermorgen kauft man den Dreck bereits und überübermorgen glaubt man wirklich, man könne ohne ihn nicht mehr leben und vor seiner Erfindung habe man bloß so dahinvegetiert und sei ums

Beste des Lebens betrogen gewesen. Und das, worauf es einzig und allein immer und immer wieder ankommt, das Glück des Menschen, stirbt sichtlich vor unseren Augen mit jedem Tage mehr dahin. Was haben wir von dem „Siegeslauf“ der Technik, wenn sich der Mensch auf dem Wege von Niederlage zu Niederlage befindet? Was soll das Flugzeug, mit dem einer von Amerika nach Europa fliegen kann, um hier Bier zu trinken und für Brauereien Reklame zu machen wie Chamberlin? Was hilft uns das Radio, wenn es uns aus Australien die Klänge eines Jazz vermittelt, den unten im Wirtshaus ohnehin eine Kapelle spielt, daß man auf und davonlaufen möchte? Was haben wir vom Fernsehen, wenn es uns mit dem Anblick von Arschgesichtern aus Amerika versorgt, wo unser Bedarf an solchen doch vom Inlande reichlich gedeckt wird? Es ist gehirnw weich, zu schließen, weil die Technik vollkommen sei, sei auch die Welt, die diese Technik hervorgebracht hat und benützt, vollkommen. Niemandem fällt es ein, zu leugnen, daß die Maschine vollkommen ist, aber niemand kann auch bestreiten, daß der Mensch ihr immer vollkommenerer Sklave wird. Hat sich was mit dem Gerede: Wir haben die Natur besiegt und uns ihre Kräfte dienstbar gemacht! Besiegen kann man nur jemanden, der gegen uns kämpft. Der Natur fällt das nicht ein; sie ist gleichgültig und folgt ihren unabänderlichen Gesetzen. Wir müssen verflucht vorsichtig mit ihr umgehen und uns ganz genau ihren Vorschriften fügen, wollen wir sie „besiegen“. Wir müssen unseren Maschinen dienen von früh bis spät, aber wir müssen es aufgeben, den Menschen zu dienen, wollen wir an den Naturkräften, von denen wir meinen, sie „dienen“ uns, mitschmarotzen. Das Wasser will zu Tal und es ist ihm ganz gleichgültig, ob es einen Felsen hinunterdonnert oder durch ein Turbinenrohr fällt und so nebenbei elektrische Energie erzeugt, damit wir mit ihr einen Zeitgenossen, der zum Gehen zu ausgefressen ist, per Bahn in die besiegte Natur befördern können

oder mit ihr als Licht ein Nachtlokal beleuchten, in dem alle Paare nur den einen Wunsch haben: daß der Teufel die Technik hole und es finster werden möge. Der Erfolg freilich ist „kolossal“, denn unsere Großväter — man denke — haben noch mit Kienspan beleuchtet! Mit Kienspan haben sie wohl beleuchtet, aber kein Nachtlokal, weil's keins gegeben hat, und wenn der Kienspan zu stark gestunken hat, haben sie ihn ausgelöscht und sich aufs Ohr gelegt, während wir bald auf der Nase liegen werden. Sie haben zwar keine Naturkraft besiegt, sich dafür aber ihre eigene erhalten.

Der Einzelne, der in dieses Irrenhaus ohne sein Zutun hineingeboren worden ist, kann natürlich weder das Geld abschaffen noch sich von Industrie und Handelemanzipieren; benötigt er doch ihre Produkte, um ihren Geist zu bekämpfen und zu sagen und immer wieder zu sagen und es in alle Winde zu schreien, daß sie Geißeln der Menschheit sind. Hat Lao-Tse vor 2500 Jahren „Rückkehr zur Einfachheit bis zur Verwendung von Knotenschnüren anstatt der Schrift“ gepredigt, hat er für einen solchen Fall verheißen: „dann schmeckte auch grobe Nahrung süß, dürftige Kleidung gefiele, eine Heimstätte zum Ausruhen befriedigte“, so sollte man meinen, daß man auch heute predigen könne, was den Idioten ewig unverständlich bleiben wird: daß der Wert des Komforts ein relativer, der des Glücks aber ein absoluter ist. Den Vorwurf des Plagiats will ich dabei meinetwegen riskieren.

Die ganze abendländische Menschheit seufzt unter der Geißel des Geldes. Ganz wurst, ob Arbeiter oder Unternehmer, Arbeitsloser oder Kapitalist. Aber niemand kann es mit seiner Würde als moderner Mensch vereinbaren, zum Komfort endlich einmal: Geh fort! zu sagen. Die privatesten Angelegenheiten des Lebens, die Geburt eines Kindes, die Frage der Liebe und des Sterbens, alle diese Fragen sind heute schon zu reinen Geldfragen geworden und in Amerika hat sich sogar schon die Zeit in Geld verwandelt. Weg mit der Schweinerei!

Die Frage des Angelus Silesius

Wozu ist Geld doch gut?

Wer's nicht hat, hat nicht Mut,

Wer's hat, hat Sorglichkeit,

Wer's hat gehabt, hat Leid

ist mit einem einstimmigen: Zum Krenreiben! zu beantworten.

Die Juden haben recht: Das Berühren des Geldes macht unrein. Aber nicht nur am Sabbat, sondern an allen Tagen. Dann würde jeder Tag wieder ein Sabbat, das heißt: ein Festtag sein.

Das verfluchte Geld!

II. Teil

Satyrspiel

Die Uhr des Amtsgebäudes schlug dreiviertel fünf.

Die Beamten des Ministeriums, die hier für wahre Hungerlöhne täglich acht Stunden Dienst machten, hoben die Köpfe und horchten. Dann warfen sie die Federstiele auf die Schreibzeuge, daß die blauviolette Amtstinte spritzte, schmissen die Akten in eine Ecke des Schreibtischaufsatzes, rückten die Stühle, erhoben sich und reckten die steif gewordenen Gelenke. Hierauf nahmen sie ein Stück Seife aus der Lade, gingen zum hölzernen Bürowaschtisch, wuschen sich die Hände, eilten vorgebeugt mit tropfenden Fingern zum Schrank, entnahmen ihm ein unsauberes Handtuch und trockneten sich ab. Schließlich ergriffen sie Hut und Mantel, riefen: „Habe die Ehre, Herr Kollega!“ und verließen das Amt.

So taten sie täglich und so tat auch ich alle Tage. Alle Tage, wenn es draußen Frühling, Sommer, Herbst und Winter war. Das ganze Jahr. Die ganzen Jahre.

Die Straße, auf die ich hinaustrat, war von einer schwülen, von feinem Staub durchsetzten Luft erfüllt, in welcher schwarzgekleidete Menschen durcheinander-eilten und Automobile, Wagen und Straßenbahnzüge hin- und herfuhrten und Lärm machten. Die Wärme erinnerte mich wieder daran, daß es ja eigentlich Frühling sei. Daß irgendwo draußen der Wald grün werde, die Obstbäume in Blüten stünden und an den Ufern kühler, klarer Bäche Blumen im Grase glänzten. Was hatte ich davon? Welch ein Leben! Und keine Aussicht, es je ändern zu können! Eine trostlose, verzweifelte Gleichgültigkeit erfaßte mich. Ich beschloß, den Mantel auszuziehen und auf den Arm zu nehmen und zu Fuß nach Hause zu gehen. Das sollte meine Frühlingsfeier sein! Ein klein wenig nur wollte ich empfinden, daß etwas anders geworden sei!

Anfangs schien das ganz nett und originell. Nachdem ich aber ein kurzes Stück gegangen war, war ich schon wieder stumpf wie ein Tintenfisch. Dieser entsetzliche Alltag, der mir auf der Seele lastete! Ich sah nichts mehr von dem, was um mich her vorging, ich hörte nichts, ich fühlte nichts, ich dachte nichts. Schatten huschten ununterbrochen an mir vorbei, aber ich nahm nichts aus. Sie bewegten sich: also werden's wohl Menschen gewesen sein. Vielleicht aber auch Hunde oder Pferde. Na meinetwegen! Mir gänzlich egal und eklig! Pfui Teufel! So ein armseliges Schluckerleben!

Als ich eben die Währingerstraße übersetzen wollte, mußte ich einen Augenblick innehalten, weil ein großes Auto eben langsam vorüberfuhr. In dem Auto saß ein dicker Herr und rauchte eine dicke Zigarre. „Verfluchtes Faß!“ dachte ich, sah ihm nach und ging weiter. Und plötzlich begann ich wieder einmal nachzusinnen, wie es wohl wäre, wenn ich viel Geld besäße.

Ach, das Geld! Wie oft hatte ich es schon verflucht, weil ich es nicht besaß! Und wie oft hatte ich es aus dem gleichen Grunde schon so heiß, wie nichts

anderes auf Erden, herbeigewünscht und ersehnt! Welch' eine Macht! Was brauchte ich mehr! Gehörte dann nicht gleich alles mir? Alles, was ich sah? Die Häuser, zu denen ich emporblickte, die Pferde, die Wagen, die Automobile mit den federnden Lederkissen, alle die schönen Sachen, die in den Auslagen zur Schau gestellt waren, und endlich auch die Weiber in den duftigen, verlockenden Frühlingskleidern, die mich jetzt nicht ansahen und die Auslagen betrachteten? Natürlich, die Weiber! Was würden die wohl gleich für verliebte Nasenlöcher machen, wenn ich zu ihnen heranträte und sagte: „Meine Gnädige, bitte, wählen Sie nur, was Ihnen gefällt! Ich zahle!“ Und würden sie sich wohl weigern, in meinen Wagen zu steigen und mit mir rasch durch die Straßen zu gleiten, würden sie sich wohl lange zieren, für ein Weilchen zu mir in mein vornehmes Absteigquartier zu kommen und Ach, das Geld! Wie schön! Wie prächtig!

Tausend Schilling Zinsen im Tag! Das wäre so was! Gerade recht! Und ich begann nachzurechnen, welches Kapital wohl nötig sei, um täglich einen Tausender verzehren zu können. 6% Zinsen gerechnet. Welch eine angenehme Mathematik! Welch eine süße Zerstreuung!

Plötzlich blieben meine Beine von selbst stehen, und als ich verwundert darüber umherschaute, entdeckte ich, daß ich schon in der Vorstadt und vor dem Hause, in dem ich wohnte, angelangt war. Wie war ich hierhergekommen? Welchen Weg war ich gegangen? Durch welche Straßen war ich geschritten? Keine Ahnung! Sonderbar! Und staunend und doch wieder zum Staunen zu träge stieg ich widerwillig die vier Treppen zu meiner kleinen und ärmlichen Wohnung empor.

Mißgestimmt durch die widerliche Wirklichkeit, betrat ich mein kahles Hofzimmerchen und ließ mich auf den Diwan fallen. Der Diwan war alt, krachte erbärmlich in allen Fugen und bohrte mir abwehrend seine Stahlfedern in den Leib. Aber es half ihm nichts. Da lag

ich nun und spann meine Träume weiter. Ich dachte an weite Reisen, an Indien, an Japan, an China, an alle die fremden Völker und ihre seltsamen heiligen Gebräuche, an einen komfortablen Ozeandampfer, an eine zweibettige Kabine und an das dazugehörige, natürlich bildschöne und pikante Weibsen! Und immer wieder war der Weisheit letzter Schluß: Ach, das Geld! Wie schön! Wie prächtig!

Allmählich wurde es abendlich und dunkel. Die Dämmerung des Frühlingsabends, der, wie alles in der Stadt, wohl auch ein wenig nach Rauch schmeckte, aber doch eine ganz leise Beimischung von irgend etwas Lenzhaftem hatte, so ein bißchen Fliedergeruch von irgendwo her, so ein feines Duften, das nach der Ferne rief und zum Wandern verlockte — die Dämmerung dieses Frühlingsabends strömte durch das offene Fenster ins Zimmer und verhüllte mitleidig die Sprünge und die abgestoßenen Ecken der zerschundenen Möbel vor meinen nach Luxus dürstenden Augen. Wo nur Frau Wurm, die Hausbesorgerin, die mir für fünfzehn Schilling im Monat meine Bude in einem Zustande hielt, den arme Leute als Ordnung bezeichnen, heute mit dem Abendessen blieb? Auch eine arme Haut, diese Wurmin, aber tüchtig und sparsam! Was die wohl täte, wenn sie einen Tausender im Tag zu verludern hätte? Aber richtig, da fiel mir ein: die Alte mag ja gar kein Geld! Nein, so was! Plötzlich stand diese ganze sonderbare Geschichte, die mir meine Mutter vor Jahren wie ein Märchen erzählt hatte, ganz klar vor mir. 's war wirklich ein Märchen! Ganz merkwürdig und komisch . . .

Frau Barbara Wurm hieß als Mädchen Zangerl. Im Hinterhause, in jenem Lichtschacht, schmutzig und tief wie ein Kohlenbergwerk, den der Großstädter „Hof“ nennt, in dieser Abort- und Küchenfensterröhre mit ihren von Ruß und Regen zebraartig gestreiften Feuermauern war Fräulein Barbara Zangerl seinerzeit eine Berühmtheit gewesen. In der Küche im zweiten Stock, die zur

Wohnung ihrer Eltern gehörte, schaltete und waltete sie. Den ganzen Tag vernahm man sie „Du mein Görl, meines Herzens Pörl!“ singen, nur ab und zu übertönt von dem Rauschen einer energisch betätigten Wasserspülung hinter den schmalen Fenstern gegenüber. Und die Mädchen im ganzen Lichtschacht, über- und untereinander, lauschten und die Mütter sprachen: „Das ist die Zangerl Barbara. Der Mann, der die einmal kriegt, der ist wirklich zu beneiden!“ Warum sagten die Mütter das? War sie so schön? So schön wie eine zerzauste Eule ungefähr. War sie vielleicht so gescheit? Sie konnte nicht einmal ordentlich schreiben. War sie so züchtig? Züchtig wohl, aber nur deshalb, weil ihr niemand Gelegenheit zur Unzucht gab. Warum also priesen die Mütter ihren zukünftigen Gatten? Sie war wohl äußerst energisch, das ist richtig, und wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann führte sie es auch unter allen, aber auch unter allen Umständen durch. Doch das wäre doch eher ein Grund, den armen Mann zu beklagen, statt ihn zu preisen! Aber nein! Ihre Sparsamkeit, ihre unfaßliche, wunderbare Sparsamkeit überstrahlte alle ihre anderen Eigenschaften wie die Sonne eine Unschlittkerze! Und Sparsamkeit — das ist wohl eine Eigenschaft, die sich die Männer gefallen lassen können! Nicht?

Sie war so sparsam — — — nein, Worte reichen nicht aus, ihre Sparsamkeit zu schildern. Ehe sie zwei Groschen mehr als irgend jemand anderer für irgendeinen Artikel, sei es nun für Fleisch oder für Gemüse oder für Kartoffel, gezahlt hätte, lief sie lieber alle Geschäfte der Stadt ab und ruhte nicht eher, bevor sie es nicht irgendwo billiger als alle erhalten hatte. Und wie bei den Lebensmitteln, so machte sie es auch bei allen anderen Dingen und versetzte dadurch ihre Mitschwester in Staunen. Und sie weidete sich an diesem Staunen, sie verriet diese geheimen Quellen nicht und wurde sich täglich ihres eigenen Wertes mehr bewußt. Sie war

davon überzeugt, daß Sparsamkeit die höchste Tugend sei, die man überhaupt haben könne, und war jederzeit bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß es nichts Wichtigeres gäbe, als möglichst billig einzukaufen. Jeder Mensch bildet sich übrigens ein, daß das, was er tut, etwas Besonderes sei. Glaube ich das von meinen Novellen nicht auch? Na also! Diese Einbildung erst macht das Leben erträglich. Verliert man sie, so fällt alles auseinander und das Ganze wird sinnlos. Wehe! Ein böser Zustand!

Aber so sehr auch Barbara Zangerl an hausfrau-licher Tüchtigkeit alle anderen Mädchen im Hause über-ragte, in einer Beziehung war sie doch so schwach wie alle. Nämlich in dem Wunsche, ihren Namen— ob-wohl doch niemand bestreiten kann, daß Zangerl ein sehr schöner Name ist — mit einem anderen zu ver-tauschen. Und zwar möglichst bald. Sie wußte aller-dings, daß im ganzen Hause schon ihr Zukünftiger in allen Tonarten gepriesen werde, und sie hörte es auch gern, aber je älter sie zwischen Kochtöpfen und wunder-baren Rezepten wurde, zwischen Rezepten, nach denen ohne Fett, ohne Eier und beinahe ohne Mehl doch auf irgend eine geheimnisvolle Weise — sie wußte selbst nicht recht, woraus eigentlich — die leckersten Gerichte entstanden — — also je älter sie wurde, desto bangere Zweifel schlichen sich in ihr Herz, ob sie überhaupt heiraten werde, ob nicht ihre ganze Tugend zwecklos erworben und ebenso zwecklos zur höchsten Voll-kommenheit ausgebildet worden sei, und ob es ihr nicht vielleicht bestimmt sei, als alte Jungfer zu ver-runzeln wie ein über den Winter auf den Schrank ge-legter und dort vergessener Apfel. Die Männer waren ja so dumm und liefen nur immer hinter denen her, die recht auffallend mit dem Steiße wackelten! Pfui über sie!

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Eben als Barbara Zangerl zum drittenmal ihren neun-

undzwanzigsten Geburtstag feierte, machte sie die Bekanntschaft eines Mannes namens Wurm. Schön war er gerade nicht — aber was machte das? Sie war ja auch keine Venus. Dafür aber war er so dumm, daß man, als er schon kurze Zeit nachher mit Mutter Zangerl ein ernstes Wort sprach, nicht mit Sicherheit hätte sagen können, ob er auf zwei oder vier Freiersfüßen ging. Trotzdem wurde die Sache perfekt. Alle im Lichtschachte übereinander und untereinander tuschelten über diese Neuigkeit und die Wasserspülung brauste dazu. Eine besonders Kecke unten im Erdgeschoß des Hauses behauptete sogar mit Bezug auf Herrn Wurm, den Bräutigam, daß der Dumme eben das Glück habe, ein Ausspruch, der höhnisches, heimliches Gelächter zur Folge hatte, das sich bald bis in den fünften Stock hinauf emporpflanzte. Barbara sah und hörte von dem Treiben nichts. Sie war selige Braut und hatte vollauf damit zu tun, die billigste Ausstattung, die in ganz Wien aufzutreiben war, auszukundschaften.

Die Ehe wurde überaus glücklich. Nicht anders möglich. Als Junggeselle war Herr Wurm mit seinen Bezügen, die er als Diurnist hatte, nie ausgekommen, denn er war einem halb heiteren, halb lockeren Lebenswandel nie abgeneigt gewesen. Nun als Ehemann sah er mit Staunen, daß sein Gehalt sogar für Zwei reiche. Dies erschien ihm ein größeres Wunder als die Speisung der Sechstausend. Er betete seine Frau bald wegen ihrer über alle Begriffe großen und findigen Sparsamkeit an, lobte sie seinen Freunden gegenüber wie der Landwirt seine Obersau, die eben den ersten Preis erhalten hat, und hielt sie beinahe für eine Zauberin, der sie auch, wie man nicht leugnen kann, je älter sie ward, desto ähnlicher wurde.

Nur in einer Beziehung gab es manchmal Mißhelligkeiten zwischen den Eheleuten. Herr Wurm spielte. Nicht etwa Bakkarat oder Poker oder „Meine Tante — deine Tante“, nein. Auch kein anderes von diesen teuf-

lischen Glücksspielen, die die mütterlich besorgte Polizei mit Eifer verfolgt und deren Name Legion ist. Wieder nein! Herr Wurm spielte im Zahlenlotto. Niemand wird bestreiten, daß das ein harmloses Vergnügen ist, zu dem er schon durch das oben zitierte Sprichwort von dem Dummen und seinem Glück geradezu berechtigt war. Aber Frau Wurm wollte von dieser Berechtigung nichts wissen; und wie es bei ihrem neuen Namen nicht anders möglich war, wurmte es sie, daß ihr Mann ab und zu einmal einen durch ihre Genialität beiseitegebrachten Silberschilling in der Hoffnung eines Ternos verplemperte. Sie verbot es ihm also. Und das wurmte wieder ihn, den Wurm, weil das Lottospiel doch so ziemlich sein einziges Vergnügen war. Und im Bewußtsein seiner Manneswürde gab er nicht nach und spielte heimlich doch weiter, wenn es auch höllisch schwer war, von jedem Monatsgehalt ein paar Schillinge für dieses Vergnügen zu unterschlagen. Er sagte, im Amte seien ihm Abzüge für den Pensionsfonds gemacht worden. Und da konnte Frau Wurm nichts weiter sagen, denn das Wort „Pension“ klingt in den Ohren einer Beamtenfrau süßer denn alle Liebesworte. Also freute sich der weibliche Wurm auf die Pension und der männliche spielte.

Bums, da geschah etwas, was andere Leute als höchsten Glücksfall betrachten, was aber die wurmige Barbara in die gräßlichsten Seelenqualen stürzte. Herr Wurm bewies die Wahrheit des oben schon zweimal zitierten Sprichwortes, machte einen Quinterno und gewann dreißigtausend Schilling. Nichts war natürlicher, als daß er sich darüber so höchlich freute, daß ihn beinahe der Schlag streifte. Niemand wird es Wunder nehmen, daß er allsogleich auch den heftigen Wunsch verspürte, diesen Glücksfall gebührend zu feiern. Frau Barbara freute sich zuerst, als sie die Sachlage noch nicht in ihrer ganzen Gräßlichkeit durchschaute, mit ihm, obwohl sie nicht recht wußte, was sie mit dem vielen Geld anfangen sollten, da doch dank ihrer wunderbaren

Sparsamkeit alles, was sie zum Leben brauchten, billig und ausreichend vorhanden war. Aber immerhin, sie freute sich, wenn schon aus keinem andern Grunde, so doch deshalb, weil sie wußte, daß sich andere darüber ärgern würden. Aber ihre Freude währte nicht lange. Etwas Schreckliches geschah.

Das Schreckliche aber, das geschah, war folgendes: Am zweiten Tage, nachdem das Glück in Gestalt von dreißigtausend Schilling über die Familie Wurm gekommen war, ein Glück, das sich im weiteren Verlauf dieser märchenhaften Geschichte bald als ein Unglück herausstellen wird, trat Herr Wurm zu seiner Frau, die eben in der Küche wie ein Feldherr über seinen Karten über dem Küchenbuche brütete. Sie addierte und freute sich eben in der Tiefe ihrer sparsamen Seele darüber, daß sie in dieser Woche zwei Schilling weniger als in der vorhergehenden ausgegeben habe. Da tippte sie der reiche Wurm auf die knochige Schulter. Und als Frau Wurm über diese Berührung wie ein Dichter aus der Umarmung der Muse emporschreckte und aufsaß, überreichte er ihr eine funkelnagelneue Hundertschillingnote mit einer lässigen Handbewegung, wie sie nur reiche Leute bei solcher Gelegenheit haben. Und er bedeutete ihr, daß sich eine würdige Feier des Quinternos nun nicht mehr aufschieben lasse. Sie möge für das Geld zwei Flaschen Champagner, Austern, Kaviar, einen Hummer, eine Poularde und köstliche Bäckereien kaufen. Die ganzen hundert Schilling könnten für diesen Zweck draufgehen, aber nur gut und reichlich solle alles sein. Oh, er war ein Feinschmecker, der Herr Wurm! Und als ihn Frau Wurm mit der Banknote in der Hand verständnislos ansah, lachte er dröhnend, schlug ihr auf den Rücken und sagte: „Ja, Alte, jetzt hat's ein Ende mit der Sparsamkeit! Nun geht's aus einem andern Ton! Wir haben's ja, wir können's ja, Vermögen ist ja da! Aber nur rasch! Mir wässert schon der Mund nach diesen guten Sachen!“ Damit verließ

er die Küche. Frau Wurm blieb allein zurück, starrte das viele Geld, das sie in Händen hielt, an und vor ihren grünen Affen Augen wurde es trübe. Sie versank in bohrende Gedanken. Einen Betrag, mit dem sie sonst bei Aufbietung ihrer ganzen Tüchtigkeit beinahe einen Monat ausgekommen war, sollte sie jetzt an einem Abend verpulvern? Und wozu? Hatten sie nicht auch sonst immer genug zu essen gehabt und war nicht immer alles gut und bekömmlich gewesen? Konnten sie diese sündteuren und lächerlichen Speisen reizen? War es nicht das Bewußtsein, gut und doch billiger als alle anderen eingekauft zu haben, das erst jedem Essen die richtige Würze verlieh und das einfachste Gericht köstlicher denn Manna schmecken ließ? Je länger sie darüber nachdachte, desto unfähiger fühlte sie sich, dem Wunsche ihres verschwenderischen Mannes Folge zu leisten. Sie empfand deutlich, daß er mit dieser Zumutung nicht viel weniger von ihr verlange, als gegen ihre Überzeugungen zu handeln, gegen Überzeugungen, die alle Menschen an ihr als richtig und als bewundernswert anerkannt hatten. Sie sollte deshalb, weil er ein Spieler war, plötzlich ihren Charakter verleugnen und ihrer Natur Gewalt antun? Nimmermehr! Sie fühlte den Tugendstolz und die sittliche Kraft eines Cato über sich kommen, erhob sich und ging mit Schritten, die fester und energischer als sonst waren, so daß der Fußboden des altersschwachen Hauses unter ihnen zitterte, zu ihrem Manne hinüber, um ihn von ihrem Entschluß in Kenntnis zu setzen.

Nun war die Reihe an Herrn Wurm, verständnislos dreinzuglotzen. Er begriff seine Frau absolut nicht, hielt ihre Weigerung, die doch, wie eben zu sehen war, reinsten Sittlichkeit und tiefster Konsequenz entsprang, für einen Ausfluß teuflischer Bosheit und geriet — sonst immer sanft wie ein Lämmchen — in einen Anfall brüllender Grobheit, aus dem Frau Wurm mit schmerzlichem Entsetzen schon die entsittlichende Wirkung des

Geldes entnahm. Dann schlug er die Türe hinter sich zu, was er noch nie getan hatte, und stürmte ins Wirtshaus davon, was er sich ebenfalls noch nie erlaubt hatte! Weg war er.

Erschüttert und von Gedanken gequält, die womöglich noch bohrender waren als die vorher beim Anblick der Hundertschillingnote, verbrachte Frau Wurm den Abend einsam in ihrer leeren Wohnung. Dunkel fühlte sie, daß etwas Feindliches, Gewaltiges und Furchtbares in ihr bescheidenes und ruhiges Leben eingebrochen war, und seufzte viel.

Um 3 Uhr morgens kam Herr Wurm vollständig betrunken nach Hause. Aus dem Maule pfauchte er einen keuchenden Atem, der das Zimmer mit einem wüsten Gestank von Alkohol und Tabak erfüllte, während seine Kleider sonderbarer-, rätselhafter-, unbegreiflicher Weise einen ganz feinen Duft von Parfüm ausströmten. Als Frau Wurm, im Bette liegend und Schlaf simulierend, diesen Duft witterte, ergriff ein geradezu lähmendes Entsetzen ihr Herz. So weit also war es schon am ersten Tage mit dem Wurm gekommen! Und während dieser elende Wurm angekleidet auf sein Bett fiel, zu schnarchen begann und Geräusche von sich gab wie eine harte Semmel, die auf einem Reibeisen zu Bröseln gerieben wird, verbrachte die arme, unglückliche Wurmin den Rest der Nacht schlaflos.

Der nächste Tag begann mit einem erbitterten, schließlich in knallende Tätlichkeiten ausartenden Kampf zwischen den beiden durch Ehe und priesterlichen Segen Verbundenen. Auch dies war eine Neuerung in ihrem Zusammenleben. Und neu war es auch, daß Frau Wurm diesmal den kürzeren oder vielmehr die kürzere zog und der wütende Wurm nach siegreich bestandnem Gefecht zum Frühschoppen stürzte.

Ratlos, zerraut und keuchend blieb der sparsame Hausengel zurück. Was war geschehen? Frau Wurm fühlte sich vor einem Abgrunde stehen, empfand, wie

der wenige Boden, den sie noch unter den Füßen hatte, schon bedenklich schwankte und bald alles einzustürzen und sie mitzureißen drohte. Sie besaß nicht Schönheit, um ihren Mann an sich zu fesseln, sie besaß keine schwellenden und üppigen, bei jedem Schritt puppernden Formen, um ihn zur Liebe zu reizen, sie hatte nicht leichten, tändelnden Sinn und kluge Gedanken, um ihn zu erheitern und ihn zu ergötzen. Sie nannte ja nichts ihr eigen als ihren tüchtigen hausfraulichen Sinn und ihre von allen Bekannten bewunderte und auch bewunderswerte Sparsamkeit. Aber was sollte sie unter solchen geänderten Umständen mit dieser beginnen? Mit der Sparsamkeit hatte es ja jetzt ein Ende, wie er selbst gesagt hatte. Und damit hatte es auch ein Ende mit dem einzigen, was bisher das Glück ihrer Ehe ausgemacht hatte, was ihren Mann mit Staunen und Zuneigung für sie erfüllt hatte. In den Grundfesten war ihr Bund mit diesem Manne erschüttert, sie selbst eine unzeitgemäße, lächerliche, zwecklose Figur geworden! Ja, so war es! Sie war vollständig zwecklos geworden, sie war nur mehr ein Schatten, ihre Tugend, die den Stolz und den Halt ihres Lebens ausgemacht hatte, war vollständig überflüssig geworden! Und an allem war nur das Geld schuld, das da plötzlich hereingeschneit gekommen war, dieses verfluchte, niederträchtige, neunmal geschwänzte Teufelsgeld! Ein unsäglicher, tierischer, wütender Haß gegen dieses Geld ergriff sie, ein Haß, der in ihrem Innern brannte, als habe sie Schwefelsäure getrunken. Und als sie, von ihren eigenen Gedanken bis aufs Blut gepeinigt, von ihrem Stuhl emporprang, da wußte sie, was zu tun sei. Das Geld mußte weg! Koste es, was es wolle! Und so rasch als möglich, bevor der Mann ganz verloren war, den sie endlich mit dreiunddreißig Jahren, nach so langem Bangen und Warten ergattert hatte. Ihr Entschluß war gefaßt. Vor keinem Verbrechen wollte sie zurückscheuen, um ihr ärmliches Glück zu retten.

Und wie das dümmste Tier klug und findig wird, wenn es auf Tod und Leben geht, so staunte Frau Wurm auch bald selbst über die Pfiffigkeit, die sie entwickelte, um ihr Ziel zu erreichen. Sie stellte sich, als sei sie mit der neuen Lage ausgesöhnt. Und nachdem sie, heimlich beobachtend, erkundet hatte, daß ihr Mann das Geld in der linken obersten Lade der Kommode versperret hielt, begab sie sich zu einem Schlosser, der in einem ganz entfernten Bezirke wohnte, und erstand von ihm unter dem Vorwande, daß sie einen Schlüssel verloren habe, einen Sperrhaken, der ihr von passender Größe zu sein schien. Sie zahlte für ihn bloß zwanzig Groschen, obwohl ein Sperrhaken, auch der kleinste, nirgends unter 25 bis 30 Groschen zu haben war. Und dann wartete sie auf eine günstige Gelegenheit, um ans Werk zu gehen. Diese ergab sich bald. Als ihr Mann am nächsten Tage sich schon nachmittags anschickte, das Haus zu verlassen und ihr mitteilte, daß er wahrscheinlich vor morgen früh nicht heimkommen werde, bat sie ihn vollständig ruhig, ob sie unter solchen Umständen diese Nacht nicht bei ihrer Mutter zubringen dürfe, weil sie sich allein in der Wohnung fürchte. Um so mehr, als die Sicherheitsverhältnisse jetzt sehr ungünstige seien und man erst neulich in der nächsten Nachbarschaft eingebrochen habe. Ihr Mann, der noch von gestern abends angedudelt war, sah sie mit einem stieren Blicke an und sagte nichts weiter als: „Meinetwegen zerspring, alter Schragen!“ Mit diesen geflügelten Worten verließ er das Haus.

Frau Wurm schöpfte aus diesen Worten neue Kraft der Wut zu ihrem Werke. Sie öffnete mit ihrem Sperrhaken die Lade, suchte mit fiebernden Händen das Geld und fand es. In tödlichem Hasse zerknüllte und zerdrückte sie es in ihren Händen, als habe sie den Hals ihrer Todfeindin zwischen ihren dürren Fingern. Dann galoppierte sie in die Küche, wobei sie in der Eile einen Schlapfen von ihrem Fuße verlor, und warf

die zerknitterten Banknoten in das Herdfeuer, wo sie in einem Husch aufflammten und begleitet von den gurgelnden Verwünschungen und Flüchen der Wurmin verbrannten.

Als Herr Wurm gegen 5 Uhr früh beduselt nach Hause kam, fand er die äußere Wohnungstür nur angelehnt. Er wunderte sich trotz seinem Rausche darüber, schüttelte den benebelten Kopf, trat in das Vorzimmer und wollte von innen mit seinen Schlüsseln zusperren. Da fiel, als er den Schlüssel ins Loch steckte, etwas zu Boden und als er es aufhob, war es ein abgebrochener Sperrhaken. Da schwante ihm nichts Gutes. Er eilte stolpernd ins gemeinsame Schlafzimmer. Alle Kasten standen offen, Wäsche und Kleider lagen auf dem Boden verstreut und das Schloß seiner Geldlade war herausgebrochen. Wurm wurde nüchtern und starr. Hätte er die Wahrheit gewußt, so hätte er nicht umhin gekonnt, die Umsicht seiner Frau zu bewundern, die alles so geschickt gemacht hatte, daß auch der Verdacht eines Sherlock Holmes nicht auf sie gefallen wäre. Da er die Wahrheit aber nicht wußte, konnte er sein Weib auch nicht bewundern, sondern stürzte mit dem Rufe: „Polizei! Wache! Polizei!“ über die Stiege des noch im Morgenschlaf ruhenden Vorstadthauses.

Die Polizei fand nichts und fing niemanden. Zerknirscht holte Herr Wurm seine Frau wieder von ihrer Mutter zurück und bewunderte bald wieder ihre Sparsamkeit. Heimlich aber spielte er weiter in der Lotterie. Aber da das Schicksal nun einmal erfahren hatte, daß das, was für andere Menschen ein Segen war, für den Wurm Unheil bedeutet, und umgekehrt, daß für diesen heilsam war, was anderen Bitterkeit bereitet, so konnte es doch nicht das Sprichwort von dem Dummen und seinem Glücke Lügen strafen, da doch im Falle Wurm das Unglück das Glück war.

Und so gewann er, Gott sei Dank, nichts mehr.

Mitteilung

Auf zahlreiche Anfragen wird mitgeteilt, daß infolge der Ausgabe der Doppelnummer vom 15. Juli am 1. August kein Nebelhorn erschienen ist. Gleichzeitig werden sämtliche Briefschreiber und vor allem die Verwaltungen jener Zeitschriften, die mit uns im Tauschverkehr stehen, darauf aufmerksam gemacht, daß die neue Adresse des Verlages **Graz, Jakominigasse 38**, lautet.

Die Verwaltung.

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und
Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard
Lanyi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den
Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten;
Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto
Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig
Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler
Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer
Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.